

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 8

Artikel: Ein Mann ohne Ehre [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Pläne waren fertig, geprüft und erten Lob. Es begannen die Erdarbeiten, das Ausgraben der Keller. Der Weinkeller sollte dem berühmten Heidelberger nachgebaut werden. Oben gewölbt, wuchtig, unverwundlich. Daneben eine Weinstube mit Bänken und dem Tisch aus Schiefer. Die Fässer sollten Wappen führen. Ruschts Phantasie und Geschmack arbeiteten.

Dann kamen die Maurerarbeiten, denn warten wollte Ruscht nicht. Die leidige Geldgeschichte, die wie am laufenden Band erschien und verabschiedet werden musste, würde sich im Laufe der Tage erledigen lassen. Eine Hypothek war ihm sozusagen angeboten worden. Doch musste das Haus vorher fertig dastehen. Gewöhnlich lieh eine Bank fünfzig Prozent seines Wertes darauf. Einstweilen verkaufte er ein paar Obligationen aus Nini Möllers Besitz.

In Ruschts Gehirn arbeitete es fieberhaft, mit der irrsinnigen Emsigkeit rastloser Ameisen. Mit Mühe zwang er sich zu seiner Tagesarbeit, und bewältigte sie nicht mit der gewöhnten Aufmerksamkeit. Er betrieb sie lückenhaft. Man lächelte oder verzieh ihm, oder schüttelte den Kopf.

Er lief zum Schreiner, zu vier, fünf Schreibern, um den besten, billigsten und geschmackvoll arbeitenden herauszufinden. Von ihm ging es zum Schlosser, viel zu früh, aus Unrast, zum Tapezierer, und überall stellte er die Preise fest, erlangte Vorteile, Freundesdienste fordernd und erhaltend.

Einen Architekten hatte er sich nicht verpflichtet. Wozu? Er selbst war der richtige Mann, und ein Haus bauen hiess für ihn eines erfinden.

Früh morgens oder spät abends fuhr er hinaus zum Bau, sei es mit einer der Schwalben, die kreuz und quer ihren Dienst taten, sei es mit der Bahn, oder, wenn keines der beiden augenblicklich zur Verfügung stand, mit Auto oder kleinem Boot. Warten konnte er nicht. Innere Unruhe jagte ihn. Auch hatte er sein mahndes Gewissen zu beruhigen und zu übertölpeln, denn es war in den Jahren in Dubois Haus und bei der ehrlichen Arbeit wieder lebendig geworden. Es wachte. Es quälte ihn. Es musste betäubt werden.

Er hatte sich einen der schönsten Orte am See ausgesucht. Einen reizvolleren Blick auf See, Stadt, Gelände, Berge gab es nicht. Ufer auf, Ufer ab. Als gehe ein Meer von Licht aus von der Helle, die der See frühmorgens ausstrahlte. Als liege glühendes Feuer auf den Wassern des Abends. Und gleich goldenem Meerleuchten glitzerten und flimmerten in der Nacht die roten Lichtlein des linken Seeufers seinem zukünftigen Heim gegenüber. Doch seine grösste Pein und Drangsal war, was ihn des Nachts weckte und abends nicht einschlafen liess, war die Geldfrage. Geld, Geld, Geld!

Was er besessen, war in den zwei ersten Monaten schon dahingeschmolzen. Das kleine Vermögen seiner Frau bedeutete ihm hie und da wieder eine leichte Versuchung, der er einmal bewusst erlegen war, und die er nicht schwer nahm — was dein ist, ist mein, sagte er zu Nini. Doch vermochte es Ruscht ohne Anstrengung, sie, ausser diesem einen Male, zu verschrecken. Tabu, denn das war sein Rückhalt, seine Zuflucht, der Eckstein, auf

Ein Mann ohne

EHRE

Roman
von
Lisa Wenger

dem er und sein bürgerliches Ansehen ruhte und sich stützte.

Es musste etwas geschehen. Die Unternehmer drängten und wollten nicht mehr warten. Ruscht plünderte wiederum den Safe seiner Frau. Endlich aber entschloss er sich, seine Freunde aufzusuchen. Er ging den Gang, den viele gegangen, den Gang, der von Hoffnung zu Enttäuschung führt. Den Gang zu dem unerbittlichen Nein. Den Gang, an dessen Ende die Freunde verschwanden wie Schatten, als seien sie nie gewesen. Die bereits verbrauchte Summe aber überstieg jene, die geplant war, die Ruscht nicht zu übersteigen sich vorgenommen.

Er klopfte an bei einem reichen Mann. Das heisst bei einem, der alle Tage die Zeitung zur Hand nahm und die Kurse las und mit Zähneknirschen erlebte, dass ein Teil seines Vermögens gestern in der Zeit von elf bis zwölf, unter dem johlenden Geschrei der Börsenleute, verloren gegangen sei. Kurz und unbehaglich fertigte er Ruscht ab.

Unmöglich, unmöglich, eiferte er. Er sei froh, dass er nicht lügen müsse. Er habe verloren. Viel Geld. Nein, es gehe nicht. Vielleicht in einem halben Jahr? Aber Othmar Ruscht schüttelte den Kopf. Jetzt brauchte er das Geld, jetzt. Sobald das Haus fertig sei, werde ihm eine Hypothek, eine beträchtliche Summe, ausbezahlt. Der Freund nickte.

Ich weiss, fünfzig Prozent vom tatsächlichen Wert. Stein an Stein gerechnet. Kunst und Originalität spielten keine Rolle. Holz, Stein, Erde — das seien Werte. Er solle den Direktor der Hypothekenbank aufsuchen und sich auf ihn berufen. Eine kleinere Summe, um das Laufende zu bezahlen, werde der wahrscheinlich schon bewilligen; er selbst verfügte über keine Mittel.

Ruscht ging sehr nachdenklich. Hatte er wirklich viele Freunde? Ein Mann wie er hatte keine Freunde. Freundschaft muss langsam gesammelt werden, Stein zu Stein, das Vertrauen als Kitt.

Othmar Ruscht ging langsam die breite, belebte Bahnhofstrasse entlang, dem See zu. Er war bedrückt und mutlos.

Das war ja nett, heute morgen, dachte er. Wirklich unerwartet nett. Er war nicht nur enttäuscht, sondern empört.

Da liess ihn nun der reichste seiner Freunde, der jovialste, der am lautesten lachende, der ihn auf amerikanische Weise auf den Bauch schlagende, und mit alter Kerl anredende, im Stich. Kniff aus. Log ihm etwas vor. Oder log er am Ende gar nicht? Möglicherweise war er wirklich selbst —

«Oh, verzeihen Sie!» bat er einen Herrn, den er angestossen hatte, erntete ein Knurren, brummte nochmals eine Entschuldigung und fuhr fort, das Morgenerlebnis wiederzu-

käuen. Ob der wirklich so Pech hat? So geht's hinauf, hinab — der ewige Kreislauf.

Er ging weiter und weiter.

Ob ich einen Fehler mache, dass ich bei den Freunden anklopfe, die mir weniger wertvoll scheinen? Und jene, die mir höchster Achtung würdig sind, beiseite lasse, einstweilen? Ich habe solche Freunde. Wenige. Wenige. Ich will sie schonen.

Ja, es ist richtig so. Die Wertvollen muss man behalten. Geld ist eine so scharfe Probe, so schwerwiegend — ich will sie bei jenen nicht machen. Ich fürchte mich, sie zu machen. Nein, ich gehe zu Streuer. Der Streuer ist unbedingt reich, sann er. Immer elegant gekleidet. Mit goldenem Zigarettenetui, goldenen Manschettenknöpfen, mit goldener Armbanduhr behängt, mit einem Scheckbuch, Fabrikbesitzer — es will natürlich alles noch nichts sagen. Kann ein Schirm sein, eine Kulissee, hinter der sich mancher schon verborgen hat — aber seine Sprichwörter, sein Betonen, wie man es machen müsse, um reich zu werden, und wie leicht es dem Klugen und Vorsichtigen, dem Manne, der Willen habe, gelinge, ein Vermögen zu erringen, sagte viel.

Es dauerte eine Weile, bis er Streuers Haus gefunden hatte. Weit draussen, gegen Zollikon zu, stand es allein da, ziemlich abgelegen. Die Türe unten war nicht geschlossen, im Flur war ein Briefkasten: Adolf Streuer, zweiter Stock. Ruscht begann, die Treppe zu ersteigen. Ein Teppich war gelegt, nicht aus Wolle. Bei der zweiten Treppe hatte er sein Ende erreicht. Es standen Kakteen in einem altmodischen Blumentisch, die nie zum Blühen kommen konnten. Sie waren verstaubt, hatten gelbe Flecken, sahen fahl und traurig aus. Ruscht schüttelte den Kopf. Nach Reichtum schmeckt das nicht, sagte er sich. Soll ich umkehren?

Oben war eine Glocke mit einem kleinen Messingschild. Eine magere Person öffnete. Sie führte Ruscht in ein einfaches, sehr sauberes Zimmer. Photographien der Familie hingen über einem Sofa. Alles war verblichen, Teppiche und Vorhänge. Auf dem Büfett aus den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts standen aber sowohl ein grosses, silbernes Tablett mit Kannen und Zuckerschale, wie auch silberne Leuchter, Salzfässer, kleine Schalen für den Nachtisch und grosse mit Kristalleinlage für Obst — es gliebsste und glitzerte nur so, und Ruscht wunderte sich wiederum.

Weiss nicht, dachte er, es gefällt mir nicht. Da stimmt etwas nicht. Ob ich umkehre? Ja, ich kehre um. Er stand auf und wollte sich davonmachen.

Aber da kam Streuer. Sein Gesicht zeigte an, dass er nicht gewillt war, Freude zu verbreiten. Er, der nie jemanden einlud, hatte schon oft Besuch erhalten, der ihm ungeladen

DER SKIFAHNER

Ich ziehe schlanke Spuren
durch reinen Pulverschnee,
des Winters weisse Fluren
sind schöner heut als je.

Von tausend Diamanten
blitzt hell sein Hermelin;
o Lust, auf schnellen Kanten
darüber hinauszuheln!

Auf sonnig-hilber Weite
sing ich mit lautem Mund,
als kühner Wikinger gleite
ich durch den Tannengrund.

Stäubt's mir im engen Gleise
um Ohren und Gesicht,
nach dämmerkühler Schneise
umfängt mich warm das Licht.

Ich stürze, wie zum Sprunge
geduckt, mich in den Hang,
ich drehe ab im Schwunge —
hei, wie er mir gelang!

Ich spüre keine Schwere,
mir ist, ich fahr im Traum
auf weisser Wolkenfährer
hin durch den Himmelsraum.

Hugo von Bergen

und unerwünscht kam. Auf sein vornehmes Getue waren schon andere hereingefallen, und er erschnüffelte es schon vor der Türe, was seine Duz-, Jass- und Parteifreunde von ihm wollten. Denn was sollten sie sonst von ihm wollen?

Er setzte sich nicht. Er machte mit den Händen eine unwillkürliche Abwehrbewegung, straffte seinen magern Hals, stellte seinen rechten Fuss vor, kämpferisch, und betonte, dass er eben habe ausgehen wollen. Ob Ruscht nicht Lust hätte, ihn zu begleiten?

Seine Fabrik stelle nämlich im Gotthard Probekörre aus, eine neue Art Apéritif. Gratis natürlich. Eine vielversprechende Sache. Ha, ha, ha.

«Nein», sagte Ruscht, «ich komme in einer ersten Angelegenheit.» Streuer setzte sich. Ungern, doch wusste er, dass er auch sitzend einen Bittsteller überwand.

Ruscht sprach. Er sprach gut und hinreissend, jedoch der Freund liess sich keinerlei Anteilnahme anmerken, noch hoffend vermuten. Im Gegenteil, sein Gesicht wurde

zusehends älter, schliesslich schlug er auch noch die Augen nieder. Er sah Ruscht nicht an. Er schüttelte nur den Kopf. Plötzlich aber fuhr er auf.

«Wie sagtest du? Ich habe nicht verstanden. Ich kann dich nicht richtig verstanden haben? Sagtest du zweiundzwanzigtausend?»

«Du hast mich richtig verstanden. Ein Wechsel von zweiundzwanzigtausend muss am fünfzehnten Dezember bezahlt werden und ein zweiter von vierzehntausend am fünften Januar. Deckung ist keine da.»

«Du bist verrückt», sagte Streuer. «Verrückt. Erstens weil du dir überhaupt ein Haus gebaut hast, in das du eine so grosse Summe verlocken musstest, und daher aufbrauchen, was du hattest. Und — ich weiss das alles aus guter Quelle — das kleine Vermögen deiner Frau hinauswarfst, um das Unumgängliche zu bezahlen. Zweitens bist du verrückt, dass du ein Heidengeld für all das Unnötige vertan hast, wofür du keinen Deut von Banken, Geldgebern, überhaupt erhalten wirst. Geschmack und Kunst werden nicht bezahlt, haben keinen Wert beim Verkauf. Geschmack ist ein schönes Ding für Reiche; aber die Feuerversicherung lässt ihn niemals gelten. Drittens bist du verrückt, dass du annimmst, ich werde dir ein solches Riesengeld leihen, dass ich es überhaupt besitze. Ein Scheck von zweiundzwanzigtausend Franken? Verrückt, Mensch, sag ich, wenn nicht Aergeres.»

«Du bist reich, so viel ich weiss und kannst mir das Geld geben, wenn du willst», knurrte Ruscht.

«Ich habe, was ich brauche für meine Frau und mich. Ich habe genug. Aber nicht für dich. Meine Frau hat einen Bruder mit zwölf Kindern, macht mit Vater und Mutter vierzehn Köpfe. Wer, denkst du, hat den Hauszins zu bezahlen? Und wer die Steuern? Ich.»

«Die Steuern werden dich nicht viel kosten», sagte Ruscht zornig. «Du hast mich und uns alle glauben lassen, du seiest sehr vermöglich. Du warst stets elegant, raffiniert elegant gekleidet, alle Augenblicke sprachst du von Geld und deiner Fabrik... kurz, willst du mir helfen oder willst du mir nicht helfen?»

«Ich will dir nicht helfen. Ich kann und darf nicht, ich will und muss nicht. Ohne Bürgen? Ohne Verwandte, die einspringen könnten? Ein Verschwender, einer der über seine Verhältnisse lebt, einer, der wie ein Wahnsinniger baut, mit steinernen Pforten und Reliefs, mit Bildern im Hausflur, Statuen im Garten...»

«Meine Freunde schenkten sie mir...»

Ach, das kenne ich», tobte Streuer weiter. «Das kenne ich. Kleine Geschenke und grosse Bestellungen... Jesus Gott! Und zu mir kommst du und willst Geld haben! Ha, ha, ha. Nichts war dir schön genug, nichts kostbar genug — ein Graf könnte in deinem Haus wohnen.»

«Genug», schrie Ruscht. «Genug! Genug, du Schnöder!» Er stand auf und ging, rot vor Aufregung. Er schwankte auf der Treppe und die Hand, die sich am Geländer festhielt, zitterte. Immer öfters befahl ihn diese Schwäche.

Mit Zorn, Enttäuschung und mit Sorge schwer beladen, ging er den nötigen Weg zurück. Unzufrieden mit sich selbst. Empört über den Mann, der eine so gefällige Rolle zu spielen verstand und seinem Geiz oder

seiner verhältnismässigen Armut ein so wohl angemessenes, bergendes Mäntelchen umzuhängen verstanden hatte. Er riss seinen Hut vom Kopf und schwenkte ihn in grossem Bogen mit einer deutlichen Gebärde unendlicher Verachtung. Was halfen ihm Zorn und Wut? Das Geld zu finden, um das ging es!

Das Haus war fertig, die Ausschmückung der Innenräume ausgenommen, doch fehlte nur wenig. Der Tag, an dem Ruscht abrechnen musste, kam näher und näher. In spätestens einem Monat hatte er sich mit seinen Gläubigern auseinanderzusetzen. Der fünfzehnte Dezember war der Tag, an dem der grosse Wechsel fällig war, nachmittags um vier Uhr. Wie ein blutroter, mörderischer Komet würde er an Ruschts Sorgenhimmel erscheinen.

Von drei, vier Freunden waren ihm mit freundlichen Worten noch kleine Summen zugekommen. Für die Geber bedeuteten sie viel, wenig für den das Vier- und Fünffache schuldenden Bauherrn. Es war für ihn eine winzige Last weniger, eine grosse mehr, auf die alte Schuldenmasse gehäuft.

Als Ruscht, nach vielem Umherlaufen und stets sich erneuernden Enttäuschungen eines Abends um acht Uhr müde nach Hause kam, stürzten ihm seine elf- und zwölfjährigen Buben entgegen. Sie hatten ungeduldig auf ihn gewartet, teils weil sie täglich ungeduldig warteten, teils, weil der Pfannkuchen im Zwischenofen allzu braun zu werden begann.

Jeder packte eine Hand des Vaters und begann zu erzählen, und sie hörten damit nicht auf, ehe sie vor ihren Tellern sassen. Roland, der ältere, merkte, dass der Heimgekehrte kaum antwortete und müde und traurig aussah.

«Vater, was hast du?» fragte er. «Hat dir einer was getan? Wenn ich gross bin, haue ich ihn durch.»

«Es hat mir keiner etwas getan», sagte Ruscht. Plötzlich rannte der Bub davon und holte die dunkelgrünen Samtpantoffeln Ruschts, und riss an den staubigen Schuhen des Vaters, um sie ihm auszuziehen.

«Ich danke dir, kleiner Kerl», sagte Othmar. Als sei er plötzlich aufgewacht, sah er nun die frischen Gesichter der Kinder und das freundliche Gesicht seiner Frau, und die letzten roten Salven, die sie auf den Tisch gestellt hatte.

«Lieb von dir, dass du mir Blumen gönnst», sagte er. Ihm war, als sei doch nicht alles verloren. Er erhalte sich von seiner Bedrücktheit.

Die farbenfrohen, glühenden Blumen überstrahlten die Flecken des Tischtuches und die beschädigten Ränder der Teller.

«Ich danke dir, Nini, dass du mir Freude machen wolltest», sagte er langsam noch einmal. «Ich bin froh, dass ich an deinem Tisch sitzen darf.»

Nini sah auf. Sie begriff nichts. An meinem Tisch sitzen? Wieso? fragte sie sich. Aber es machte sie glücklich, dass Othmar zufrieden schien.

«Vater, wenn du morgen aufwachst, tut dir nichts mehr weh, gelt?» sagte Roland beim Gutenachtsagen.

«Wollte Gott, du hättest recht.» Der Vater küsste seinen Sohn.

Aber während die Knaben fröhlich plauderten und Nini erzählte, während er sass und sich an den Blumen ergötzte, hörte er doch immer sein Blut in den Schläfen klopfen und rauschen. Er hörte heraus: Wie lange

noch... wie lange noch. Er hörte nur das, und unterschlug das Ende des Satzes: wird es noch dauern, bis das Unglück über euch kommt.

Er wollte nichts mehr hören und vermied es, zu denken. Bald ging er in sein Studierzimmer. Es war gross und geräumig, denn längst war die Familie in die am See gelegene Wohnung umgezogen. Hier wurde nicht mehr, wie früher, zu ihm hereingeführt.

Aber das grosse, gelbseidene Kissen, das er seinerzeit um Beatrix willen gekauft hatte, lag immer noch in der Sofaecke. Kamen die Buben, um ihn zum Essen einzuladen, so hüteten sie sich, es zu berühren. Sie hatten schlechte Erfahrungen damit gemacht.

Grosse Müdigkeit überfiel den gequälten Mann. Er setzte sich an das Fenster, wo sein grosser Lehnstuhl stand. Er hatte nicht Licht gemacht und blieb im Finstern.

Einen Moment, ehe die Axt fiel, ehe die Wechsel bezahlt werden mussten, sollte er ein Fest feiern? Aber schon sprach man in der Stadt davon. Es wurde in den Ateliers der Malerfreunde eine Schnitzelbank gemalt, es wurde gedichtet, es wurden kleine Sketchs geschaffen, es wurde zu einem grossen Geschenk gesammelt. Ruscht wusste — man hatte es ihm angedeutet — dass die Kunstgesellschaft ihn mit einem Gemälde erfreuen wollte, dass Schule und Schüler, Theater und Konzertsaal sich zusammengetan zu einer grossen Gabe, die Zeitungen rüsteten sich: Othmar Ruscht, unser berühmter Kritiker, Kustos und Freund, feiert die Einweihung seines prachtvollen Hauses, an dem die Kunstwelt der Stadt regen Anteil genommen. So klang die Melodie.

Warum klang sie anders, wenn Ruscht als Bittender kam? Das Vertrauen, das man ihm schenkte, war wie das Vertrauen zu einer Eiskecke, auf der lustige und ausgelassene Leuten sich tummeln. Wenn es auch niemand wusste, dass diese Eiskecke kein Felsen war, so wurde es doch heraufgeführt.

Wenn auch alle, die das neue Haus gesehen hatten, sich mit Lobsprüchen und Jubel darüber nicht genug tun konnten, so wurde doch mancher nachdenklich und fragte sich, wo denn eigentlich der Mann das Geld hernehme? Und immer mehr Nachdenkliche fragten sich das, und immer öfters wurde darnach gefragt, und schliesslich ging ein Wispern durch die Reihen seiner Bekannten und Freunde, und es wurde geflüstert und gesagt und vermutet: Der Ruscht hat sich überbaut. Der Ruscht steht in übeln Schuhen.

Die Banken hatten längst Erkundigungen eingezogen, die Bürgen, die man vorgeschlagen, um ein grosses Darlehen zu erlangen, hatten sich erkundigt — es war da etwas faul. Zuletzt wurde auch das Geheimnis des grossen und des kleinen Wechsels seiner Unklarheit entkleidet, und ohne dass irgendein Mensch — man verbrennt sich nicht gerne die Finger — Ruscht warnte, stand zwischen ihm und allen, die etwa als Helfer in Betracht gekommen wären, ein Heer wohlgewappneter Neinsager, ehe sie gefragt wurden. Wie ein Nebel, der sich um Berge und Garten schlängelt, und alles einhüllt in seinen Dunst, so zogen Verdächtigung und üble Nachrede durch die Stadt.

Othmar Ruscht — ein Schwindler! Als stehe es auf der weissen Leinwand eines Kinos geschrieben, so deutlich, so sichtbar, bei-

nahe greifbar war Ruschts Ruf bedenklich geworden. Und er wusste nichts davon. Aeusserlich war nichts zu merken. Im Kaffeehaus sass man neben ihm bis drei Uhr, stimmte ihm zu, war feige genug, mit ihm über sein Haus am See zu sprechen und ihn auszufragen, und lauschte, nur ganz leise den Kopf schüttelnd, seinen Beschreibungen, dankte auch ausnehmend freundlich, mit echter Neugierde, für eine Einladung zur späteren Einweihung, und versprach daran teilzunehmen.

Uebrigens wunderte sich Ruscht, dass so viele kleine Rechnungen kamen. Vom Schneider, von da und dort, von überall her.

Gewöhnlich warteten die Leute viel länger. Gewöhnlich wartete er auch länger mit bezahlen. Jetzt beeilte er sich damit. Das kleine Geschmeiss sollte ihn nicht auch noch quälen. Ab mit Schaden.

Er merkte nichts. Die es gut mit ihm meinten, hielten sich fern. Die andern benahmen sich, wie sie sich immer benommen hatten. Ganz sicher war man ja seiner Sache nicht. Geschwätz konnte alles sein, wer wusste das denn? Ruscht merkte man nichts an. Ein Scheck wartet schweigend, und der Bankier hat keinen Grund, davon zu erzählen. Nicht er wird der Geschädigte sein.

Im Kunsthaus sass der Präsident im Büro Othmar Ruschts. Seine Stirne war gefurcht, tiefer als sonst, besorgniserregend tief. Mit den Handschuhen, die er in der Hand hielt, klatschte er auf sein Knie, und seinen Hut hatte er unwirsch auf den Tisch geworfen, so dass er sich um sich selbst gedreht hatte. Der Präsident war sehr ärgerlich, ja, mehr als das. Er hatte den unangenehmen Auftrag, mit dem Kustos des Kunsthauses ein ernstes Wort zu reden. Nichts war ihm unangenehmer, denn er hasste es, die Leute zu ängstigen oder zu tadeln. Es musste aber sein.

«So geht es nicht weiter, Ruscht», begann er. «Die Klagen — Klagen, die Ihnen gelten — häufen sich. Wenn es auch begriffen werden kann, dass das Bauen eines so hervorragend schönen Hauses, wie das Ihre ist, oder werden soll — ich weiss nicht, wie weit es gediehen ist — ja, also, Zeit nimmt, und viel Mühe und Arbeit macht, und viel gekostet haben muss, wie ich mir habe sagen lassen, so wehren wir, der Vorstand und ich, uns dagegen, ernstlich dagegen, dabei die Geschädigten zu werden. Ganz entschieden wehren wir uns.»

Der gute Mann atmete laut und schaute Ruscht nicht an, um nicht aus dem Konzept zu kommen. Trotz allen Hemmungen fuhr er aber fort mit seiner Anklage.

«Ich muss bekennen, dass ich ungern so rede. Man hat aber von mir verlangt, dass ich diesem wenig gewissenhaften Wesen, Unwesen, betonten die Herren, ein Ende mache. Man sehe Sie kaum noch hier, auf jeden Fall nicht so oft, wie... ja, wie Sie dazu verpflichtet sind.»

Man hat, leider, leider ist man so weit gegangen, vom Fortjagen gesprochen, Ruscht. Und das Ihnen gegenüber. Heftig empört sprach man von Ihren Absenzen, die Sie sich seit einem Jahre unzählige Male hätten zuschulden kommen lassen. Unsere Geduld sei erschöpft, ja. Weiter könne das so nicht gehen.»

(Fortsetzung folgt)